

VON CHARLOTTE THEILE

Nicole Seibel war zehn Jahre alt, als sie ihre ganze Hoffnung auf das Jugendamt setzte. Sie erzählte einer Sachbearbeiterin, was bei ihr zu Hause geschah. Dass sie ins Bad gesperrt wurde, im Garten schlafen musste, dass sie geschlagen wurde, von ihrer Mutter, dem Stiefvater, seinen Kindern. Sie wollte in eine Pflegefamilie, ins Heim, egal. Nichts passierte. „Die haben mir nicht geglaubt“, sagt sie heute. Medizinische Gutachten oder Hausbesuche: gab es nicht.

Als Nicole Seibel das zweite Mal Hilfe aus dem Jugendamt gebraucht hätte, war sie siebzehn Jahre alt – und schwanger. Dass ihr jemand helfen könnte, glaubte sie eigentlich nicht mehr. Trotzdem bat sie wieder um Unterbringung. Vergeblich. Zu Hause ging es auch nicht mehr. Sie zog zu ihrem Freund. „Doch der hat genau das Gleiche gemacht“, sagt sie. Nur schlimmer. Das Kind, das Nicole Seibel bekommen wollte, überlebte nicht. „Aus dem Bauch rausgeprügelt“, sagt sie und wechelt das Thema.

Dass das Jugendamt auch wachsam und genau sein kann, hat sie erst vor ein paar Monaten erfahren. Nicole Seibel ist seit Januar Mutter. Zwei Wochen vor der Geburt hat sie geheiratet, ihr Mann Oliver Seibel und sie leben zusammen. Ein Wunschkind, nach dreieinhalb Jahren Beziehung. Lena Seibel, geboren am 17. Januar 2013 um 10.20 Uhr, 3310 Gramm schwer, 50 Zentimeter groß. Ein ruhiges, fröhliches Mädchen, helle Haare, wache Augen, sie schläft von Anfang an durch, schreit kaum und nimmt genau so viel zu, wie sie soll. Nur mit dem Stillen klappt es nicht, Lena bekommt Milchpulver. 10,25 Euro die Dose.

Die Wohnung ist voller Polizisten. Als sie das Baby mitnehmen, beginnt die Mutter zu schreien

Drei Monate später, am 26. April 2013 wird Lena um 22.07 Uhr aus der Wohnung ihrer Eltern im Frankfurter Stadtteil Griesheim geholt. Eine gewaltsame Aktion, durchgesetzt per einstweiliger Verfügung. Polizeibeamte, Gerichtsvollzieher, Sozialarbeiter sind dabei. Am Tag zuvor hatte das Jugendamt beim Familiengericht eine „drohende Kindeswohlgefährdung“ gemeldet. Es sei Eile geboten. Das Gericht entschied sofort.

Noch heute erinnern sich die Seibels an jedes Detail dieses Abends. Das Kratzen des Türöffners an der Haustür. Die vielen Menschen, die plötzlich in der Wohnung standen. Der Gerichtsbeschluss. „Ein Polizist hatte sogar Handschuhe an. Das kam aggressiv rüber“, sagt Nicole Seibel. Und dann, fast stolz: „Mein Mann musste mich zurückhalten, sonst wäre ich gegen die Polizei gegangen.“ Oliver Seibel hält sie fest, zum Glück. Die Eltern packen Lenas Sachen zusammen, wehren sich nicht. Erst als die Polizisten gehen, wird Nicole Seibel laut, schreit, dass sie sich von ihrem Kind verabschieden möchte. „Sie schläft“, ist die lapidare Antwort, dann ist die Tür zu.

In der Amtssprache wird dieser Vorgang Inobhutnahme genannt, ein Wort, das inzwischen auch außerhalb des Jugendamts bekannt ist. Mehr als 40 000 Kinder und Jugendliche wurden 2012 aus ihren Familien genommen. 2007 waren es 43 Prozent weniger. In Frankfurt stiegen die Fallzahlen noch deutlicher an. Von 185 im Jahr 2006 auf 463 im Jahr 2012.

Ein langer Flur im Frankfurter Jugend- und Sozialamt. Im Treppenhause hängen bunte Mobiles, alles drum herum ist farbig und jahrzehntealt. Im ersten Stock, Zimmer 125, gibt es Filterkaffee, Sahnedöschen und exakt eine Flasche Wasser.

Inge Büttner, Fachbereichsleiterin Jugend, und Renate Stamm, die im Frankfurter Jugendamt für Kinderschutz zuständig ist, haben sich bereit erklärt, über den Fall Lena Seibel zu sprechen. Ein ungewöhnlicher Vorgang, normalerweise werden keine konkreten Auskünfte erteilt. Aus Datenschutzgründen, aber auch, weil die verantwortlichen Sachbearbeiter ihre Arbeit machen sollen. Ungestört, sagt Inge Büttner. Die deutschen Jugendämter stehen unter Beobachtung. Misshandelte, vernachlässigte, tote Kinder haben Schlagzeilen gemacht. Die Angst, einmal zu spät zu kommen, sitze all ihren Mitarbeitern in den Knochen, sagt Büttner.

Vor ihr auf dem Tisch liegen Statistiken und das Sozialgesetzbuch. 2005 wurde ein neuer Paragraph, § 8a, aufgenommen. Er legt genauer als zuvor fest, welche Vorschriften die Sozialarbeiter von Jugendamt und freien Trägern befolgen müssen, wenn sie befürchten, dass ein Kind gefährdet ist. Die Verantwortlichkeiten seien jetzt klarer, sagt Stamm. Der Paragraph erlaubt zudem, bei „dringender Gefahr“ früher mit Inobhutnahmen einzugreifen, auch gegen den Willen der Eltern. Und er zeugt von einem Mentalitätswandel: Das Jugendamt, das sich seit den Neunzigerjahren eher als Dienstleister für Familien verstanden hatte, soll jetzt „seine Krallen zeigen“, wie es ein Frankfurter Familienrichter 2009 in einem Interview gesagt hat.

Neben der rechtlichen Lage sei die gestiegene Sensibilität im Kinderschutz wichtig, sagt Renate Stamm. Nachbarn, Lehrer, Hebammen schauen genauer hin. Beim Jugendamt treffen sie auf Mitarbeiter, die besser geschult sind als früher, zum Beispiel gelernt haben, dass blaue Flecken von einem Sturz anders aussehen als solche, die durch Gewalt entstanden sind. Büttner und Stamm sind stolz auf ihre Prävention, darauf, dass es in Frankfurt keinen Fall Kevin oder Jessica gab. Der Fall Lena Seibel sei vorbildlich bearbeitet worden, finden beide.

Büttner zählt auf, was zur Herausnahme des Säuglings geführt hat: Die Wohnung sei in einem „desolaten Zustand“ gewesen, Tapete hing von der Wand, Mülltüten standen herum. Es war verraucht, im

Kinderbett lagen Kuscheltiere. Büttner ist jetzt sehr ernst: „Ein drei Monate altes Kind braucht keine Kuscheltiere im Kinderbett, es kann daran erstickten. Das ist nicht kindgerecht, sondern erfüllt ein Bedürfnis der Erwachsenen.“ Und diese Erwachsenen hätten sich unkooperativ gezeigt, die Kuscheltiere im Bett gelassen, Hilfe nicht angenommen. Schließlich sei nur noch Milchpulver für wenige Tage vorhanden gewesen, keine Vorräte. „Und wenn die existenziellen Bedürfnisse eines Kindes, Nahrung aufzunehmen, gefährdet sind, müssen wir eingreifen.“

Eine Stunde vor dem Gespräch im Jugendamt steht Oliver Seibel im gleißenden Sonnenlicht an der Straßenbahnhaltestelle vor seiner Wohnung, in der Hand eine Schweigepflichtentbindung. Wenn es nach ihm und seiner Frau geht, darf das Amt die Presse über alle Einzelheiten informieren. Jeder Müllbeutel, jeder ungespülte Teller kann erwähnt werden. Das Ehepaar ist überzeugt, dass ihnen Unrecht geschehen ist. Oliver Seibel strahlt an diesem Nachmittag. Er trägt ein kurzärmeliges Shirt, auf dem Unterarm eine einzige Tätowierung: „Lena“. Schon vor der Geburt hat er sie stechen lassen. „Wenn es ein Junge geworden wäre, hätte ich „Lenart“ draus gemacht“, sagt er und lacht. Lena ist seit drei Tagen wieder zu Hause.

Drei Tage, die Oliver Seibel, ein 37-jähriger Sicherheitsdienstmitarbeiter, hochverschuldet, übergewichtig, süchtig nach Zigaretten, Pommes und Bratwurst, damit verbracht hat, seine Lena über seinem Kopf fliegen zu lassen, mit ihr durch die beiden Zimmer zu tanzen, sie zu wickeln, schlafen zu legen, ihre Geräusche zu imitieren. Ein Freudentaumel. Auf dem Balkon steht seine Frau Nicole, winkend. Sie trägt ein schwarzes, rückenfreies Top. Auch sie strahlt. Auf ihrer Jogginghose steht: „Frankfurt, Hauptstadt des Verbrechens.“

Am 19. August 2013, fast vier Monate nach dem Polizeieinsatz, hat die Pflegemutter Lena unter Tränen zu ihren Eltern gebracht. Lena ist jetzt sieben Monate alt. Sie ist immer noch ein unkompliziertes Kind, schläft gut, schreit kaum. Doch auf dem Arm ihrer Mutter scheint Lena manchmal fremd zu sein, schaut umher, strampelt. Vier Monate sind eine lange Zeit.

In dem Bericht, den Lenas Anwältin dem Gericht nach einem Hausbesuch zugesandt hat, steht: „Während meiner Anwesenheit war Lena munter und unternehmungslustig, lachte und krächte und spielte mit der Kindsmutter vertrauensvoll auf einer Kinderdecke auf dem Boden.“

Wenige Wochen zuvor hatte die Anwältin der Herausgabe Lenas an die Eltern heftig widersprochen. Lena drohe Gefahr. Wieder ein totes Kind. In allen Berichten schwingt diese Angst mit. Aber war sie berechtigt? War das Mädchen, das jetzt mit Papa spielt und zehn Minuten später, fest an Mama gekuschelt, einschläft, bei diesen Eltern wirklich hochgefährdet?

Als Lena weg war, sah es bei den Seibels anders aus. An einem nebligen Montagmorgen im Juli steht Nicole Seibel am Fenster der Erdgeschosswohnung. Ungeduldig, obwohl der Termin erst in zehn Minuten ist. Mittags kommt die Familienhilfe mit Lena. Die Eltern wurden gewarnt, sollte Presse da sein, dürfen sie ihre Tochter nicht sehen. Drei Monate ist Lena inzwischen weg. Zwei Mal die Woche haben sie Kontakt zu ihrem Kind. Ansonsten bleiben den Eltern nur Fotos, direkt nach der Geburt im Krankenhaus aufgenommen. Jeden Abend, sagt Nicole Seibel, schau sie die Bilder an. Sie weint nicht, als sie das sagt, „nur abends fließen ein paar Tränen“. Am Tag ist dafür keine Zeit.

Heute früh erst musste sie ins Amt, „etwas ausfüllen“. Nicole Seibel ist pünktlich. Sie weiß, dass das wichtig ist. Oliver Seibel sitzt am Computer, die Arme verschränkt. Er schimpft, gestikuliert, läuft rauchend auf und ab. Seine Frau hat zu Beginn der Schwangerschaft aufgehört zu rauchen. Sie sitzt in hochhackigen Stiefeln, schwarzem Rock und weitem T-Shirt auf dem Sofa, das auch Ehebett und Esstisch ist. Nichts, was sie an hat, passt zueinander. Ihr Rücken ist krumm, sie hat es mit der Bandscheibe, mit der Schilddrüse, zunächst hieß es, es sei Krebs. Auch das hatte das Amt beunruhigt. Wie soll eine krebserkrankte Frau für ein Neugeborenes sorgen?

„Frühe Hilfen“ sind jetzt das Zauberwort. Sie sollen Eltern schulen, Katastrophen verhindern

Auf dem braunen Fliesentisch steht eine Plastikkanne. Einer von beiden schenkt daraus Cola aus dem Discounter nach. Der Fernseher ist riesig. Internet haben sie zur Zeit nicht, die Schulden. Wenn Nicole Seibel nicht richtig sitzt, wird sie von ihrem Mann an den Ohren gezogen, zärtlich zwar und aus Sorge um ihre Gesundheit. Doch die Rollen sind klar. Wenn Nicole Seibel spricht, unterbricht ihr Mann häufig.

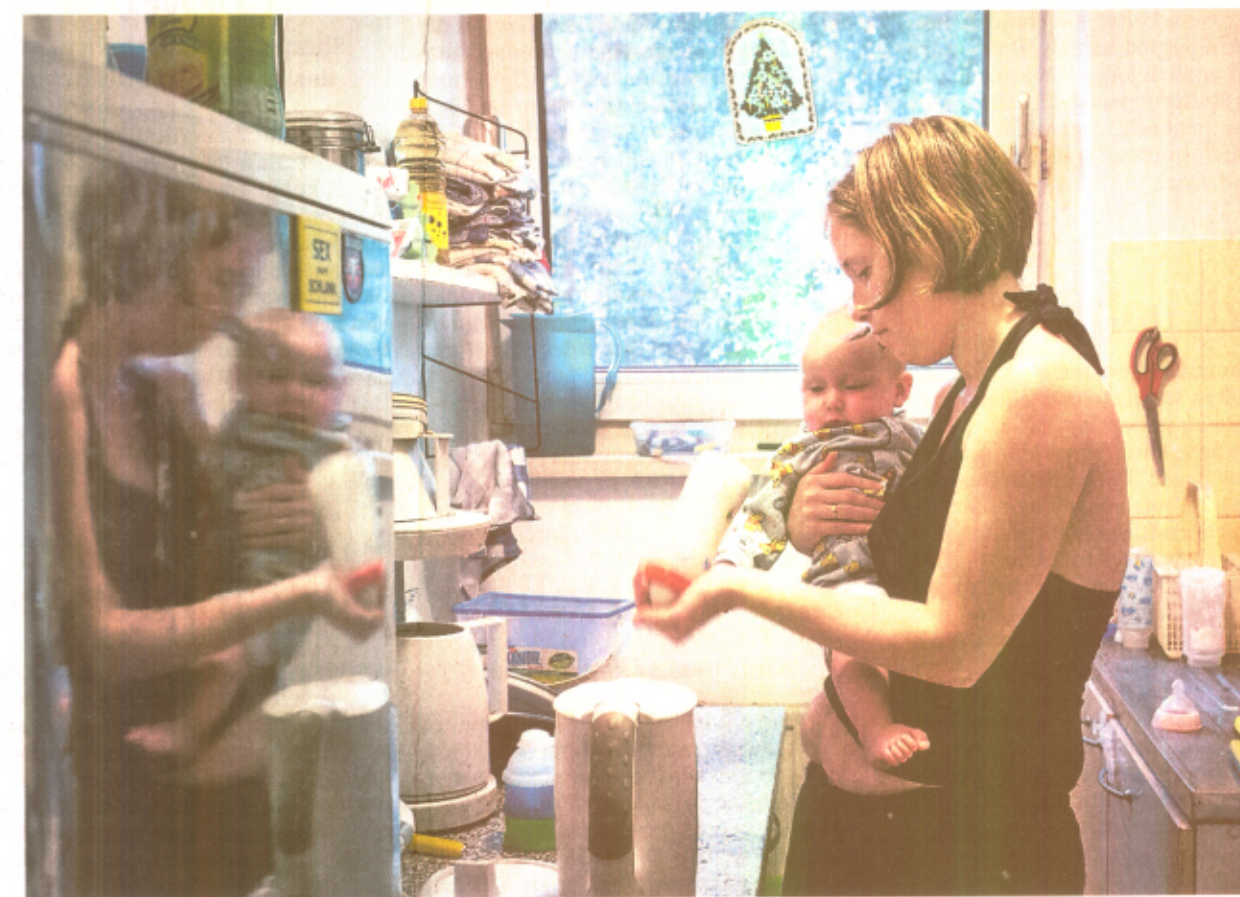
Er erzählt von der Sachbearbeiterin mit Doppelnamen, die ihn keines Blickes gewürdigt habe, ihr „Amtskauderwelsch“ runtergeleiert hätte. Von dem Diplomsozialpädagogen mit Vollbart, der die Schranktür geöffnet hätte, einfach so. „Wie Abschaum“ sei er sich vorgekommen, sagt Oliver Seibel, irgendwann hätte er dann „auf stur geschaltet“.

Seine Frau ist anders. Sie weiß, dass sie Unterstützung bei ihrem ersten Kind gebrauchen kann, sie nimmt „gerne Tipps an“. Schon vor der Geburt hatte das Jobcenter das Ehepaar zum Jugendamt geschickt. Dort wurde vereinbart, dass sie nach der normalen Betreuung durch die Hebamme eine Familienhebamme bekommen sollten, die sie das erste Lebensjahr ihres Kindes begleiten sollte. Hilfen wie die gibt es in Frankfurt schon länger – 2012 wurden sie im Kinderschutzgesetz des Bundes verankert. „Frühe Hilfen“ sind ein Zauberwort. Sie sollen Eltern schulen, Katastrophen verhindern.



Lebe wohl

Lena ist ein ruhiges, fröhliches Baby, die Eltern sind stolz auf ihr Kind. Doch dann nimmt das Jugendamt das Mädchen aus der Familie. Wegen „dringender Gefahren“. Die Geschichte einer Inobhutnahme



Nicole und Oliver Seibel mit ihrer Tochter Lena. Nach vier Monaten in einer Pflegefamilie durfte das Kind zurück zu Mutter und Vater. Die Mitarbeiter im Frankfurter Jugendamt finden noch heute, dass der Fall Lena vorbildlich bearbeitet wurde. Die Eltern und auch deren Anwalt sehen das etwas anders.

FOTOS: FELIX SCHMITT

Nicole Seibel sagt, sie sei gut mit den Hebammen ausgekommen. Sie wurde gelobt, weil sie Lena zunehmend besser verstand. Gleichzeitig meldeten sich beide Hebammen, unabhängig voneinander, beim Jugendamt. Sie glaubten, dass Familie Seibel mehr Unterstützung brauche. Beide beklagten eine fehlende „emotionale Feinfühligkeit“ der Mutter. Sie sei oft nicht in der Lage, die Signale ihrer Tochter zu deuten. Gelegentlich nehme sie sehr abrupt hoch. Und dann sei da noch Herr Seibel. Mit ihm habe es Diskussionen wegen

des Rauchens gegeben. Aber ein „autoritärer und kontrollierender Stil“ löse bei der Familie „eine abwehrende Haltung“ aus. Doch dem Kind gehe es gut, die Gewichtskurve entwickle sich zur Zufriedenheit, Lena „brabbe altersangemessen“, sei sauber und gut gekleidet. Außerdem: Herr und Frau Seibel täten einander gut. Trotz des Altersunterschieds, trotz der schwierigen Arbeitszeiten. Oliver Seibel arbeitet 240 Stunden im Monat im Schichtdienst. Wenn er heimkommt, hat er Hunger und will nur noch schlafen. Den Job hat er zwei

Wochen vor der Geburt seiner Tochter angenommen. Davor war er lange arbeitslos. Mit diesem Befund beginnen die Jugendamtsmitarbeiter zu arbeiten. Sie treffen auf eine junge, unsichere Mutter und einen deutlich älteren Mann, der sich ungern reinreden lässt. Sie sehen eine viel zu kleine Wohnung, in der meistens am Fenster geraucht und oft frittiert wird. Die Zimmer sind unaufgeräumt, es wurde lange nicht renoviert. Er häufiger die Mitarbeiter kommen und je ablehnender die Seibels reagieren, desto weniger sehen sie die ande-

re Seite: ein gesundes, fröhliches Kind, Eltern die einander lieben und sich nach einer glücklichen Familie sehnen. Sie notieren: „In der Beratung konnte recherchiert werden, dass sich Herr und Frau Seibel 2009 auf der Dippemess (Frankfurter Volksfest) kennenlernten. Herr Seibel arbeitete dort als Schausteller. Da er erfahren habe, dass Frau Seibel (damals noch Ihrig) keinen Schlafplatz gehabt hätte, habe er sie bei sich aufgenommen.“

Am 23. April wird der Familie eine Notmutter angeboten, zum Aufräumen. Am 24. April lehnen die Seibels das Angebot ab. Das Amt erhöht den Druck. Während ihr Mann bei der Arbeit ist, unterschreibt Nicole Seibel einen Antrag auf Unterbringung in einem Mutter-Kind-Heim. „Gezwingen“ habe man sie, sagt sie später, „dabei bin ich verheiratet“. Am 25. April zieht sie die Unterschrift zurück. Die Mitarbeiter kommen wieder, überprüfen, ob ihre Forderungen umgesetzt werden. Doch die Kuscheltiere liegen am Fußende des Bettes, nicht draußen, wie angeordnet. Und der Freund, der Nicole Seibel 10,25 Euro leihen will, um eine Dose Milchpulver auf Vorrat zu kaufen, kommt einen Tag später. Zu spät: Am 25. April wird der Antrag auf Herausgabe an das Familiengericht geschickt. Am 26. April wird Lena abgeholt.

Kinderärztin und Hebammen seien erschrocken, als sie von der Herausnahme hörten, berichtet der Anwalt der Familie, Stefan Günther. Als der Familienrechtsanwalt die Geschichte zum ersten Mal hört, glaubt er an einen Scherz. Ein Kind, dem nichts fehlt, das keine Anzeichen von Verwahrlosung aufweist, wegzunehmen, wegen einer „Momentaufnahme, die jedem passieren kann“, die Eltern nicht mal anzuhören, das erscheint ihm unglaublich. Er fährt in ihre Wohnung, das macht er sonst nie. Er sieht: geschockte, traurige, verletzte Eltern, Babyfotos an jeder Wand. Ein paar Dinge liegen herum, wirklich chaotisch findet Günther es nicht. Er denkt an seine Studentenbude, so ähnlich sah es dort früher auch aus. Es gibt ein Kinderzimmer, obwohl die Wohnung mit 43 Quadratmetern schon für zwei Personen sehr klein ist. Er denkt: „Wenn man hier nicht aufs heftigste widerspricht, erledigt sich die Sache faktisch von selbst. Das Kind gewöhnt sich an die Pflegemutter, irgendwann heißt es, die Rückführung schade dem Kindeswohl.“ Von den Schulden seiner Mandanten weiß er nichts. Dass kein hohes Honorar gezahlt werden kann, schon.

Im Juni ordnet das Gericht an: Das Kind soll nach Hause. Aber Lena kommt noch lange nicht

Günther ahnt, dass es sich um einen Präzedenzfall handeln könnte. Wenn das, was den Seibels geschehen ist, rechtmäßig ist, stimmt für ihn etwas mit dem Recht nicht mehr. Aus Sorge um vernachlässigte Kinder habe man Elternrecht und das Recht auf Wohnung, zwei Grundrechte, gebeugt.

Stefan Günther reicht Verfassungsklage ein, der Kinderschutz-Paragraf § 8a von 2005 soll zurückgenommen werden. Er verspricht den Eltern, dass Lena bald zurückkommt. Was dann geschieht, kann er immer noch nicht glauben: Das Oberlandesgericht hebt den Herausnahme-Beschluss am 24. Juni auf, ordnet an, dass Lena zurück nach Hause soll, unter der Bedingung, dass sich die Familie helfen lässt. Die Seibels unterschreiben. Es gehen Wochen ins Land, Lena bleibt weg. Das Jugendamt braucht Zeit, um die Familienhilfe einzurichten, Fristen verstreichen. Stefan Günther klagt, immer wieder. Die Anwältin, die Lena zugeordnet ist, notiert, das Verhalten des Anwalts sei ihr „unverständlich“. Den Eltern hält sie zugute, „dass ihre mangelnde Geduld auch durch ihre Zuneigung zu Lena und die seelischen Belastungen durch die Trennung“ begründet sei.

Vor Gericht sagt der zuständige Sozialarbeiter, er wolle die Erziehungsfähigkeit der Eltern prüfen. Und: Lena könne erst zurück, wenn die Familie eine größere Wohnung hätte. „Da ist es selbst dem Richter zu viel geworden“, sagt Stefan Günther.

Bei einem Besuchstermin Anfang Juli fordert Nicole Seibel, dass man ihr sofort ihr Kind gebe, sie droht mit der Polizei. Für Fachbereichsleiterin Inge Büttner ist das ein Beleg dafür, dass man mit diesen Eltern nicht arbeiten kann. „Ob Lena früher nach Hause gekonnt hätte? Ja, hätte sie. Aber es gab diverse Faktoren, die verhinderten, dass die Eltern früher Hilfe annehmen konnten.“ Dass Anwalt Günther auf Herausgabe geklagt hat, das Verfassungsgericht, die Presse. Jetzt sei Lena ja wieder zu Hause, die Familienhilfe etabliert.

Nicole Seibel mag die Helferinnen, die zur Zeit täglich kommen – auch wenn sich ihre Anwesenheit für sie wie „ein Schuldgeständnis anfühlt“. Sie geben Tipps, sorgen für Ordnung. Außerdem geht sie zum Mutter-Kind-Training, auch ihr Mann war schon dort. Als Nächstes sollen die Eltern einen Erste-Hilfe-Kurs besuchen, speziell für Kleinkinder. Sie wissen, dass andere Eltern das nicht müssen. Trotzdem freuen sie sich auf den Kurs.

Zum Abschied erzählen sie die Geschichte ihres Kennenlernens. Dieser erste Abend auf der Dippemess. Es ist die Geschichte einer Rettung. Wenige Tage vor dem Volksfest war Nicole Ihrig, 17 Jahre alt, aus der Wohnung ihres Freundes geflohen, zu ihren Eltern. Als sie Oliver Seibel erzählte, dass sie im Garten schlief, bot er ihr an, sie solle eine Woche bei ihm wohnen. Es wurden vier Jahre. „Ich hab wieder gelernt zu lachen“, sagt Nicole Seibel. „Er gibt mir Kraft.“ Außerdem: „Es war immer mein größter Traum, Mutter zu werden.“

Dann springt sie auf, das Babyfon rauscht. „Lass nur Schutz, die Kleine dreht sich nur“, ruft Oliver Seibel seiner Frau hinterher. Lena schläft tief und fest. Nicole Seibel lehnt die Tür vorsichtig wieder an. Dann fragt sie: „Das ist normal, dass man mal schaut. Oder?“